Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 130 (1964)

Heft: 11

Artikel: Die Planung militärischer Aktionen in der revolutionären Kriegführung

Autor: Bettschart, Oscar

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-41457

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Planung militärischer Aktionen in der revolutionären Kriegführung

Von Major Oscar Bettschart

In den letzten Jahren hat das Wissen über die revolutionäre Kriegführung in unserer Armee wesentlich zugenommen. Es ist auf alle Fälle erreicht, daß auf den meisten Kommandostufen diese für unser militärisches Denken ungewöhnliche Art der Kriegführung als ernst zu nehmendes Faktum anerkannt wird. Noch nicht überwunden ist aber eine gewisse Ratlosigkeit der militärischen Führer, welche sich nun plötzlich Phänomenen gegenübergestellt sehen, die nicht auf «nurmilitärischer» Ebene gelöst werden können, sondern auch unter dem Aspekt des politisch Zweckmäßigen analysiert werden müssen. Die Scheu ist aus unserer jahrhundertalten westeuropäischen Tradition verständlich, wonach der militärische Führer die kriegerischen Dinge nach den Regeln der Kriegskunst zu lösen, die Politik jedoch den «Zivilisten» zu überlassen habe. Dazu kommt eine gewisse Abneigung gegen das «schmutzige Geschäft» der Propaganda, der halben Wahrheiten und der zügigen Unwahrheiten, das so ganz der militärischen Ordnung widerspricht.

Eine Standortbestimmung unseres Denkens in den Kategorien der revolutionären Kriegführung würde uns etwa dort festlegen, wo das Denken über die atomare Kriegführung zu Anfang der fünfziger Jahre war. Wie damals auf jeden schlecht getarnten Kommandoposten einer Kompagnie eine supponierte Atombombe niederfuhr, so fährt heute vor jeder müden Truppe ein ebenso supponierter Lautsprecherwagen auf, oder es wird in jedem nicht bewachten Raume ein Sabotagetrupp aktiv. Verlangte man damals nach Atompilzattrappen, so wird heute der Ruf nach «Spielmaterial», wie Tonbändern mit gefälschten Aufrufen und Interviews sowie Flugblättern und ähnlichem laut.

Eine gewisse Klärung in der Führung des Krieges unter atomaren Bedingungen kam erst dann zustande, als Führer und ABC-Offiziere die notwendigen Unterlagen und die Schulung besaßen, Atomeinsätze auch *aktiv*, also «rot», wie es in der Manöversprache heißt, zu planen. Erst das gab einen Überblick über die Möglichkeiten und Grenzen atomarer Kriegführung. Dasselbe wäre heute, so will es uns scheinen, in bezug auf die revolutionäre Kriegführung ein dringliches Erfordernis. Die folgenden Zeilen mögen zu diesem Thema einiges im Sinne von Randbemerkungen beitragen, die notwendigerweise mehr theoretischen Charakter haben, da uns, wie gesagt, die notwendige praktische Erfahrung fehlt.

★

Die geschichtlichen Ereignisse und die aktuellen Phänomene, die wir unter den Begriff der revolutionären oder subversiven Kriegführung einzuordnen pflegen, sind recht verwirrend. Oft ist es unklar, ob eine kriegerische Handlung sich in ihrem Rahmen abspiele oder nicht, und auch in der Terminologie herrscht durchaus keine Einigkeit. (Ob das besser wird, wenn sie bei uns von allerhöchster Seite «festgelegt» wird, läßt sich füglich bezweifeln.) Es ist deshalb notwendig, zunächst aus dem Erfahrungsmaterial einige charakteristische Züge herauszuarbeiten, um uns auf diese Weise an die Sache heranzutasten und sie in den Griff zu bekommen.

Die Entwicklung des Völkerrechtes hat uns gewöhnt, den Krieg als eine zeitlich und räumlich abgegrenzte Auseinandersetzung zwischen Staaten zu sehen. Der Beginn ist ziemlich rasch und klar erkennbar, sei es nun durch eine in den gewohnheitsrechtlichen Formen abgegebene Kriegserklärung, sei es nun durch eine «Reichstagsrede» oder auch nur durch einen bewaffneten Überfall, das heißt Überschreiten oder Überfliegen der Grenze. Ebenso gehört zu ihm eine fortgesetzte Anstrengung der Staaten, den Entscheid zu erzwingen, und schließlich ist auch das Ende festzustellen, sei es ein Friede, ein Waffenstillstand oder die totale Niederlage des einen Partners dadurch, daß ein ganzes Territorium besetzt wird. Interessanterweise haben wir uns an diese Formen so sehr gewöhnt, daß sie auch in Bürgerkriegen oder ideologischen Kriegen zur Anwendung kamen. Man studiere unter dieser Hinsicht nur die Geschichte der nationalen Einigungskriege in Deutschland und Italien, die doch sicher im Grunde ein revolutionäres und ideologisches Geschehen waren. Garibaldi beispielsweise war in bezug auf die eigentliche militärische und die politische Entscheidung nur eine Randerscheinung, die selbst seinen Partnern unangenehm war und deren man sich möglichst rasch zu entledigen suchte. Ähnliches gilt für die Geschichte des Radikalismus in der Schweiz und die Freischarenzüge. So war es auch im spanischen Bürgerkrieg. Auch hier trachtete man danach, möglichst bald seine Parteigänger um sich zu scharen und räumlich zu klar abgegrenzten Lagern zu kommen. Ganz anders liegen die Dinge nur im chinesischen, im vietnamesischen oder im algerischen Bürgerkrieg. Hier wurde bewußt vermieden, sich klar abzugrenzen, weder räumlich – man war überall und nirgends (besonders in dem Augenblicke nicht dort, wo sich eine Übermacht des Gegners abzeichnete) –, noch personell; mit Ausnahme eines harten Kernes auf beiden Seiten war von niemandem bekannt, in welchem Lager er sich befand.

Dazu kommt ein Zweites. Von Anfang an wird in einem klassischen Krieg darauf Bedacht genommen, die ganze verfügbare Macht einzusetzen, um so rasch wie möglich zum Übergewicht und zur Entscheidung zu kommen. Operativ gesehen, ist der «Blitzkrieg» die Kulmination dieser Aktion. Beim revolutionären Krieg kann das ganz anders sein. Er kann sich jahrelang in sogenannten Kleinkriegsaktionen hinschleppen, mit Zeiten dazwischen, in denen die Waffen ruhen. Das heißt nicht, daß er nur ein Krieg der Jagdpatrouillen und der Sabotagetrupps ist. Im Gegenteil, das ganze militärische Instrumentarium spielt mit, bis zur Drohung mit der atomaren Vernichtung. Plötzlich können ganze Divisionen auftauchen, wie etwa vor Dien Bien Phu oder in der Mandschurei. Oder es wird mit Intervention bereitstehender Truppen gedroht, mit «Freiwilligen», aber auch mit denen einer befreundeten Staatsmacht. So ist es mit der Kontinuität der Kriegführung anders bestellt. Sie ist nicht ein dauerndes Bemühen, so bald wie möglich eine Entscheidung zu erzwingen. Schon die Übergänge von Politik und Gewalt sind fließend, sehr oft gehen beide parallel. Die Beziehungen werden nicht abgebrochen. Man betrachte nur unter diesen Gesichtspunkten das Auf und Ab in Vietnam, in Laos, Quemoi und Matsu oder im Revolutionsgebiet des Mittleren Ostens, aber auch in Kuba und Berlin.

Man könnte nun das Ganze abtun, indem man darauf hinwiese, es seien eben alles mehr oder weniger Bürgerkriege, höchstenfalls liege ausländische Einmischung vor. Aber solche Lagen gab es schon im letzten Jahrhundert. Es gab sie auch auf dem Balkan vor 1914 und in Spanien, und trotzdem verlief es anders. Es liegt heute eben andere «Technik», wenn man so sagen will, zugrunde, und auch die «Einmischung» fremder Staaten gestaltet sich anders. Es handelt sich weder um «reine Revolutionen» noch um «reine Kriege» im alten Verständnis der Begriffe, sondern um ein Mischding. Darum ist das Phänomen auch nicht mit dem Worte «ideologische Kriegführung» abgetan,

sosehr gerade ideologische Kriege nach diesen Gesetzen geführt werden, besonders die Bürgerkriege und jene Kriege, in denen ein Staat oder eine Staatengruppe in einem Drittstaat bewaffnete ideologische Auseinandersetzungen in irgendeiner Form unterstützen. Auch zwei Staaten können sich auf diese Weise auseinandersetzen. Wir denken da besonders an den Himalajafeldzug, der uns vom Standpunkt einer klassischen Kriegführung aus vor lauter Fragen stellt und der deutlich in der Handschrift des Meisters in diesem Fache, Maos, geschrieben ist. Nach unseren militärischen Begriffen ist ein Vorstoß über das weglose höchste Gebirge der Welt in das Fleisch Indiens noch viel sinnloser als beispielsweise der oft kritisierte Stoß der deutschen Wehrmacht in die endlosen Weiten Rußlands auf den Kaukasus hin. Er konnte keine Entscheidung bringen. Und der Rückzug der chinesischen Truppen kurz vor dem Erreichen eines möglichen operativen Zieles, der Durchschneidung der Verkehrsadern im Tale des Brahmaputra, trotz der eklatanten Niederlage der indischen Armee, wird kaum dem Konto der Großmut der chinesischen Führung gutzuschreiben sein, sondern er wird mindestens ebenso dringenden militärischen Erfordernissen entsprochen haben, wie er vielleicht zum vornhinein aus politischen Gründen geplant war. Aber gerade hier, bei den politischen Gründen, stehen wir vor einem Rätsel, das für militärische Aktionen im revolutionären Kriege mindestens so kennzeichnend wie verwirrend ist: Wir wissen heute noch nicht die eigentlichen Gründe und Ziele dieser militärischen Aktion, sondern sind nur auf Vermutungen angewiesen. Sicher waren es nicht die paar verlassenen Grenzposten, um die man sich stritt. War es eine Aktion zur Herabsetzung des Ansehens Indiens in den Augen der sogenannten Unterentwickelten? Oder sollte der wirtschaftliche Aufbau dieses Staates durch die Umstellung auf Rüstungsproduktion gestört werden? (Paradoxie des revolutionären Krieges: Man bekriegt sich, um den Gegner zu zwingen, sich zu rüsten!) Oder handelte es sich um eine Demaskierung der russischen Politik? Kurz, wir wissen es nicht; der Spuk verschwand so plötzlich, wie er angefangen hatte, und das Ende war ein diplomatisches Palaver, das auch während des ganzen Krieges nie unterbrochen war. Wir sehen also wesentliche Merkmale des revolutionären Krieges: Aktionen, die keine Entscheidung suchen, ja sogar so angesetzt sind, daß gar keine militärische Entscheidung möglich ist, Unklarheit über Zweck und Ziel der Aktion, fließendes Übergehen von Politik und Gewalt und umgekehrt, so sehr, daß wir uns wirklich fragen müssen, was das Ganze für einen Sinn habe und – um auf unser Thema zurückzukehren – wo hier das Wort *Planung* noch vernünftig angewendet werden könne.

★

Zu diesen verwirrenden Phänomenen kommt noch dazu, daß wir sie durch eine ideologische Brille zu betrachten gewohnt sind. Wir sehen sie als eine Erfindung des Kommunismus an, und meistens wird Lenin als der grundlegende Theoretiker dieser Kriegsart zitiert. Doch so grundlegend neu sind diese Dinge auch wieder nicht, wie es den Anschein macht. Clausewitz beschreibt im ersten und achten Buche seines Werkes «Vom Kriege» die Sache sehr genau, besonders dort, wo er sich um die Zusammenhänge von Krieg und Politik bemüht: «Je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird der Krieg sich seiner abstrakten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um ein Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein. Je schwächer aber die Motive und Spannungen sind, um so weniger wird die natürliche Richtung des kriegerischen Elementes, nämlich der Gewalt, in die Linie fallen, welche die Politik gibt, um so mehr muß also der Krieg von seiner natürlichen Richtung abgelenkt werden, um so verschiedener ist der politische Zweck von dem Ziel eines idealen Krieges, um so mehr scheint der Krieg politisch zu werden[1].» Diese Bemerkung besagt zunächst, daß nur in einem Kampf, der von den Beteiligten als Ringen auf Leben und Tod, um das «Dasein der Völker», empfunden wird, politischer Zweck und kriegerisches Ziel zusammenfallen, daß nur dann ein «reiner Krieg» entstehen kann. Geht es um Fragen, die sekundär sind oder scheinen, so scheidet sich das Kriegsziel vom politischen Zweck. Es fällt auf, wie stark Clausewitz das subjektive Moment betont («Motiv», «Spannung»), wobei gerade heute, wo die öffentliche Meinung einen bestimmenden Einfluß auf jedes politische Geschehen ausübt, es gar nicht darauf ankommt, ob die kriegerische Auseinandersetzung auch *objektiv* um sekundäre politische Ziele geht oder nicht. Die zweifelnde Frage «Mourir pour Danzig?» genügt schon.

Hier setzt nun – vom Angreifer her gesehen – das ein, was als revolutionärer Krieg bezeichnet wird. (Besser wäre noch, sich der Terminologie Clausewitz' anzuschließen und vom *politischen* Krieg zu sprechen.) Wir haben nämlich eine sehr genaue Umschreibung dessen vor uns, was wir in fast allen bewaffneten Auseinandersetzungen seit dem zweiten Weltkrieg sehen. Sogar das Verfahren ist bei Clausewitz zu finden: «Es ist nichts leichter, als sich zwei verschiedene Richtungen unserer Streitkraft zu denken, von denen die eine bei weitem den Vorzug verdient, wenn es darauf ankommt, den Feind niederzuwerfen, die andere aber, wenn vom Niederwerfen nicht die Rede ist und sein kann, einträglicher ist. Wie man zu sagen gewohnt ist, würde man die erste für die mehr militärische, die andere mehr für eine politische halten ... Der dritte Weg, an Umfang der ihm zugehörigen Fällen bei weitem der wichtigste, ist das Ermüden des Gegners ... Wollen wir aber den Gegner in der Dauer des Kampfes überbieten, so müssen wir uns mit so kleinen (politischen) Zwecken als möglich begnügen, denn es liegt in der Natur der Sache, daß ein großer Zweck mehr Kraftaufwand erfordert als ein kleiner[2].»

Auf die heutige Zeit angewendet, lassen sich daraus einige Folgerungen ziehen:

Der «reine Krieg» oder der Krieg «in seiner abstrakten Gestalt», wie Clausewitz ihn nennt, ist heute weniger denn je möglich. Wohl ist es Pflicht der Generäle, nach den stärksten Waffen und Divisionen zu rufen. Aber zur Einsicht, daß «der Krieg der wirklichen Welt kein solches Äußerstes[3]» ist, wie Clausewitz ganz allgemein feststellt, kommen heute zwei Faktoren, die einen solchen Krieg immer unwahrscheinlicher machen: Das, was wir als das atomare Patt bezeichnen, und dann die Erkenntnis, daß sich ein technisierter Krieg je länger, je mehr der politischen Einflußnahme entzieht. Schon vor dem Atomzeitalter brachte der zweite Weltkrieg diese Erfahrung, denn der Zusammenstoß der beiden am meisten technisierten und in jahrelanger Rüstung aufgebauten Instrumente der japanischen und der USA-Flotte bei Midway entschied den Kampf um den Pazifik in weniger als 12 Stunden. Von der Politik her gesehen, liefert die Technisierung der Rüstung die Kriege immer mehr dem Zufall (oder dem, was die Griechen treffend Kairos nannten) aus und läßt sie nicht mehr beeinflussen. Die Katastrophe

[1] Clausewitz «Vom Kriege», herausgegeben von Fr. von Cochenhausen, 1. Buch, 1. Kapitel, S. 79, Leipzig 1940.
[2] a.a.O., 1. Buch, 2. Kapitel, S. 88.
[3] a.a.O., 1. Buch, 1. Kapitel, S. 78.

Englands und Frankreichs in der Suezkrise, wo Politik und militärisches Handeln einfach nicht mehr in Übereinstimmung zu bringen waren, ist ein mahnendes Warnzeichen. Es kommt deshalb nicht von ungefähr, daß die Strategie der großen Weltmächte heute mit Worten umschrieben wird, die die Verhältnisse des 17. und 18. Jahrhunderts bereits vorweggenommen haben. Die Sätze, mit denen Clausewitz die damalige Situation umschreibt, könnten (mutatis mutandis) in einem heutigen Lehrbuch der Strategie stehen. «Selbst die königlichen Feldherren mußten behutsam mit dem Kriegsinstrumente umgehen. Wenn das Heer zertrümmert wurde, so war kein neues zu beschaffen, und außer dem Heere gab es nichts. Dies heischte große Vorsicht bei allen Unternehmungen. Nur wenn sich ein entschiedener Vorteil zu ergeben schien, machte man Gebrauch von der kostbaren Sache; diesen herbeizuführen war eine Kunst des Feldherrn; so lange aber, als er nicht herbeigeführt war, schwebte man gewissermaßen im absoluten Nichts, es gab keinen Grund zum Handeln, und alle Kräfte, nämlich alle Motive, schienen zu ruhen. Das ursprüngliche Motiv des Angreifenden erstarb in Vorsicht und Bedenklichkeit[4].»

Darum wendet sich das heutige Geschehen immer mehr dem politischen oder revolutionären Kriege zu, dem Kriege der «kleinen Zwecke», mit all seinen militärischen Irritationen. Im Clausewitzschen Spannungsdreieck von Motiv, Politik und Gewalt ist das unterscheidende Merkmal das, was Clausewitz das Motiv nennt. Das Motiv hat schwach zu sein, die «Spannung» ist klein zu halten. Denn «wo der Plan auf Kleines gerichtet ist, da wird auch das Streben der Gemütskräfte der Masse so gering sein, daß diese Masse immer eher eines Anstoßes als einer Zurückhaltung bedürfen wird[5].» Die «Gemütskräfte in der Masse» dürfen beim Angegriffenen unter keinen Umständen in Richtung auf eine totale Daseinsbedrohung, auf die Frage nach Sieg oder Untergang und damit auf einen «reinen» Krieg gelenkt werden. Hier bietet sich den Methoden der propagandistischen und ideologischen Massenbeeinflussung ein weites Feld. Es ist nicht vermessen, zu sagen, daß erst heute, im Zeitalter der öffentlichen Meinungsbildung und Meinungslenkung, diese Art der Kriegführung zu ihrer vollen Wirksamkeit ausgebildet werden konnte. Die Arbeit der Meinungsbeeinflussung ist allerdings nicht einfach, weil widersprüchlich. Sie hat einerseits darauf zu achten, daß die Stimmung beim Angegriffenen sich nicht erhitzt, daß der Krieg eben «kalt» oder, noch besser, unterkühlt bleibt. Das geschieht vorzüglich durch Hinweise auf die Belanglosigkeit des politischen und militärischen Zieles. Anderseits hat sie ein Bild von der Stärke der eigenen Position zu entwerfen, um dem Gegner die Aussichtslosigkeit des Widerstandes klarzumachen. (Hier hat die «große» Rüstung ihren Platz im revolutionären Krieg, denn jede Drohung muß, wenn sie auf die Dauer glaubhaft bleiben will, von wirklicher Macht getragen sein – und von der Demonstration des politischen Willens, sie zu gebrauchen.) Nur so kann dem Gegner gezeigt werden, daß er den «falschen Krieg am falschen Ort zur falschen Zeit» führt oder zu führen beabsichtigt.

Darum ist die Zielsetzung der militärischen Aktion außerordentlich sorgfältig abzuwägen. Sie darf weder zu weit sein noch zu einer zu großen Kraftanstrengung führen. Denn es liegt in ihrem Wesen, die «Gemütskräfte in der Masse» beim Angegriffenen zu erhitzen. Nach Möglichkeit ist sie so anzusetzen, daß sie von sich aus zeigt, daß keine Entscheidung gesucht wird. Da ferner die Polarisierung der Lager nicht zu weit getrieben werden darf und das politische Gespräch aufrechterhalten werden muß, ist eine größere Aktion so zu planen, daß sie jederzeit wieder abgebrochen werden kann, selbst wenn der politische Zweck – für diesmal – nicht erreicht ist oder ein militärischer «Sieg» in greifbarer Nähe steht. Die diplomatische Verfilzung in der heutigen Zeit, nicht zuletzt die UNO, bieten dazu meistens genügend Möglichkeiten, das ohne Gesichtsverlust zu tun.

Vom politischen Zweck sagt Clausewitz, daß er klein sein muß, weil es ja darum geht, den Gegner in der Dauer des Kampfes zu überbieten. Er braucht nicht unbedingt mit dem vorgegebenen Kriegsgrund übereinzustimmen, der mehr nach propagandistischen Gesichtspunkten «gewählt» wird. (Wobei wir ja erlebt haben, daß sich eine Weltmacht nicht scheut, sich gegenüber einem Kleinstaat als der Angegriffene auszugeben.) Anderseits ist hier ein mögliches Mißverständnis zu beheben: Auch im politischen oder revolutionären Krieg ist es die Absicht, den Gegner kapitulationsreif zu machen, vielleicht noch radikaler als in einem «gewöhnlichen» Krieg. Nur begnügt er sich in seinen militärischen Aktionen mit Teilzielen, welche den Gegner schwächen sollen, er rechnet mit der Dauer und den politischen Wirkungen. Der politische Zweck einer Aktion ist also so auszuwählen, daß er mit dem kleinstmöglichen emotionellen und militärischen Aufwand den größtmöglichen Schaden anrichten kann.

Beim Schaden nun ist über das, was Clausewitz darstellt, hinauszugehen, denn als er sein Buch schrieb, sah er Staaten vor sich, die zum größten Teil bäuerlich und deshalb gegen Eingriffe gewaltsamer Natur ziemlich immun waren. Die moderne Industriegesellschaft ist weit empfindlicher gegen jede Gewalt. Schon kleinste militärische Übergriffe können das Staatsgefüge und insbesondere die Wirtschaft empfindlich stören. Um konkret zu werden: Was der Schutz unserer Landesgrenze gegenüber nur einem unserer vier Nachbarn an Truppen braucht, um einen Übergriff in Bataillons- oder Regimentsstärke zu verhindern, kann am besten an den Kräften in der sogenannten Morice-Linie an der tunesischen und marokkanischen Grenze im algerischen Krieg abgelesen werden, die einen großen Teil der französischen Truppen in Algier absorbierte. Den Maßstab für die politischen und wirtschaftlichen Konsequenzen aber eines Aufgebotes von genügend Truppen für eine längere Dauer kann dazu die jüngsten Diskussionen um die Frage der Beschränkung der Zuwanderung von Fremdarbeitern liefern, ein Eingriff, der im Vergleich zu einem solchen Truppenaufgebot geradezu harmlos ist. Militärisch gesprochen, ist eine solche Abdichtung unserer Grenzen ein «einfacher Fall», aber die politischen Implikationen sind gravierend. Gerade das Durchdenken eines solchen Modells zeigt, wie sehr sich politische Beurteilung mit militärischem Tun auf allen Kommandostufen vermengt, bis hinunter zu dem Kommandanten, der zum Beispiel auf Straßen, die von Flüchtlingen verstopft sind, den militärischen Verkehr zu regeln hat. Zugegeben, wir können nicht ohne Stolz darauf hinweisen, daß wohl in keinem Kader der Welt ein solches politisches Potential zu finden ist wie in unserem Milizkader, aber die Tatsache bliebe bestehen, daß wir die Truppen der Wirtschaft entziehen müßten, was zu inneren Spannungen führen könnte.

*

Wenden wir uns nun der klassischen Theorie der revolutionären Kriegführung zu, wie sie bei Lenin grundgelegt ist, mit seinem Phasenplan: Erstellung der Revolutionslage, Kristallisa-

[4] a.a.O., 8. Buch, 3. Kapitel, S. 649f.
[5] a.a.O., 1. Buch, 1. Kapitel, S. 80.

tion, Organisation und Militarisierung, und fragen wir uns, welcher Phase nun eigentlich die militärische Aktion angehören kann, so ist die Antwort einfach: Allen. Das zeigt auch der Wandel in der kommunistischen Theorie. Noch Lenin rechnete damit, daß der Krieg unter den Kapitalisten die Voraussetzung sei, die Revolutionslage zu erstellen. Zur Zeit Stalins und seiner Lehre vom Aufbau des Kommunismus in *einem* Lande verschob sich das Schwergewicht auf die letzte Phase: die Intervention nach der Unterhöhlung des gegnerischen Staatswesens. Das war auch die strategische Zielsetzung für die Rote Armee vor dem zweiten Weltkriege. Heute ist festzustellen, daß das revolutionäre Geschehen in allen Phasen mit militärischen Aktionen durchsetzt ist. Der Erstellung der Revolutionslage sind Aktionen zuzurechnen, die die Störung der wirtschaftlichen, politischen, sozialen, kulturellen oder religiösen Stabilität zum Ziele haben. Schon Aktionen von sehr geringem Umfang können bei der Komplexität, die diese Strukturen heute erreicht haben, genügen, ernste Störungen zu erreichen, wie wir gezeigt haben. In der Phase der Kristallisation sind diese Aktionen besonders ergiebig und politisch sowie militärisch heikel abzuwehren, weil ja bewußt darauf ausgegangen wird, das politische Leben zu radikalisieren, was am besten durch die scharfe Polarisation der Kräfte im gegnerischen Lande geschehen kann. In der Phase der Organisation wird es sich meistens darum handeln, die Gegenkräfte einzuschüchtern oder besonders bedrängten Gruppen zu Hilfe zu eilen. Über Einmischungsmöglichkeiten während der Militarisierung, also des beginnenden Bürgerkrieges, ist wohl nicht viel zu sagen, denn hier liegen die verschiedenen Möglichkeiten offen zutage.

*

Wir haben in diesen Ausführungen bewußt vom Standpunkt des Angreifers gesprochen, denn danach wird sich die Abwehr richten. Eines dürfte allerdings hervorgegangen sein: Es geht beim revolutionären oder politischen Krieg zunächst nicht um die Ausnützung neuer Gegebenheiten, wie der Meinungsbeeinflussung durch Propaganda und anderes, gleichsam als «Zugabe» oder «geistige» Unterstützungswaffe zur klassischen Kriegführung, sondern um die *Aktion als Ganzes:* Die militärische Zielsetzung hat sich der politischen Absicht und den Beeinflussungsmöglichkeiten unter- beziehungsweise einzuordnen. Deshalb ist eine gewaltsame Aktion in der revolutionären Kriegführung zunächst eine Planungsfrage, welche die Gesamtheit des Unternehmens, primär seine politischen und erst sekundär die propagandistischen und militärischen Aspekte zu koordinieren hat. Von daher kann eine Antwort auf die Frage nach der Abwehr gegeben werden. Sie ist in jedem Falle schwer, weil sich in der Sicht des Angegriffenen politischer Zweck, propagandistischer «Vordergrund» und Kriegsziel nicht decken und keine rechten Schlüsse vom einen auf das andere zulassen. Der militärische Führer aber wird nicht danach beurteilt, ob er einen klassischen Sieg einheimst, sondern ob er die politische Absicht des Gegners durchkreuzt hat. Auch hiefür gibt es in der Geschichte klassische und zugleich mahnende Beispiele. So etwa die Politik Roms gegenüber dem Heere Hannibals bei dessen Erscheinen in Italien: Hannibals «Ziel war nicht die Zerstörung Roms, sondern die Auflösung des italischen Bundes. ‚Freiheit der Italiker' war das Losungswort bei seinem Erscheinen im Land. Durch Verlust seiner Bundesgenossen sollte Rom bis zu dem Grade geschwächt werden, daß es zur Anerkennung der von Karthago erlangten Machtstellung in Afrika und Spanien gezwungen war[6].» Die Reaktion Roms auf dieses Vorhaben war zwiespältig. Es scheint, daß besonders das mittlere und kleine Bauerntum eine rein militärische Aktion vorgezogen hat, während die Nobilität getreu den bisher erfolgreichen Grundsätzen eine politische Lösung ins Auge faßte. Jedesmal nun, wenn die militärische Lösung – die Entscheidungsschlacht – angestrebt wurde, ging die Sache schief: an der Trebia, am Trasimenischen See, und endete in Cannae beinahe mit der totalen Katastrophe. Das hatte zur Folge, daß sich nun (fast möchten wir sagen: glücklicherweise) die politischen Gedanken der Nobilität durchsetzten. Die Anstrengung in Italien richtete sich nun notwendigerweise auf die Verhinderung des Kriegszieles Hannibals. «Der Krieg in Italien mußte freilich ganz nach der von Fabius Maximus aufgebrachten Strategie fortgeführt werden: Jede Feldschlacht mußte vermieden, an mehreren Stellen mußten kleine Heere gegen Hannibal und seine Bundesgenossen eingesetzt werden; man mußte von sicheren Stellungen aus operieren, durch kleine Erfolge die fortdauernde Schwächung der gegnerischen Kräfte erreichen, die abtrünnigen Bundesgenossen zurückgewinnen; so mußte es schließlich gelingen, den Punier, der seine Verluste nur unzureichend ergänzen konnte, ganz in die Enge zu treiben. Diese *Ermattungsstrategie* mochte noch so starken Einsatz kosten, noch so hohe Anforderungen an die Disziplin von Heer und Volk stellen, schließlich mußte sie zum Erfolge führen[7].» Es wäre reizvoll, diese Stelle in die Sprache einer modernen operativen Weisung für den Heerführer zu übersetzen. Das würde jene unerhörten Anforderungen zeigen, die damals an politischem und militärischem Können, an Disziplin und Energie an einen römischen Feldherrn gestellt wurden, besonders wenn man bedenkt, daß diese Strategie von 215 bis 203 vor Christus, also volle 12 Jahre, durchgehalten werden mußte. So gewann auch Rom die Kräfte, um die Offensive im Epirus, in Spanien und schließlich in Afrika zu führen, was Hannibal zum Abzug aus Italien zwang. Es ist darum nicht verwunderlich, daß die Römer zur republikanischen Zeit ihre Heerführer aus dem politischen Kader rekrutierten. Es war sogar eine Grundlage ihrer Überlegenheit, daß sie immer wieder die politischen Aspekte jeder militärischen Aktion im Auge behielten. (Es ist vielleicht verwunderlicher, daß die Nachfolger von Clausewitz im deutschen Generalstab ihr historisches Denken über militärische Dinge einzig auf die Bewegungen auf dem Schlachtfeld von Cannae beschränkten: Das führte zu Fehlschlüssen, die in zwei Weltkriegen teuer zu bezahlen waren.)

*

Wir sind am Ende unserer Skizze angelangt und dabei auf die Persönlichkeit des Heerführers zu sprechen gekommen, wobei wir sie bei den Römern der alten Republik vorgebildet fanden. Das ist nicht zufällig, denn trotz aller Technik ist und bleibt der Krieg ein politisches Geschehen, eine Auseinandersetzung von Gedanken, Ideen und vor allem von Menschen. Wir sind uns bewußt, daß die Ausführungen aus Gründen, die wir eingangs erwähnt haben, unvollständig sind. Sie sollen zum Weiterdenken, aber auch zum Weiterhandeln herausfordern; zum Weiterdenken über das Verhältnis von Politik, Propaganda und Krieg, das jeder Generation neu aufgegeben ist, und zum Weiterhandeln, indem durch Übungen in Stäben und im Kader Grundlagen geschaffen werden, um Erfahrungen zu sammeln und die nötigen Maßnahmen zu treffen, damit wir nicht unvorbereitet vor solche Lagen gestellt werden.

[6] Josef Vogt, «Römische Geschichte», S. 91.

[7] Josef Vogt, «Römische Geschichte», S. 96f.